

Liechtensteiner Volksblatt

Abonnementpreis: Für d. Inland u. die Schweiz jährl. Fr. 10, halbjährl. Fr. 5, vierteljährl. Fr. 2.50, Österreich u. Deutschland jährl. Fr. 11, halbjährl. Fr. 6.50, vierteljährl. Fr. 3.20, das übrige Ausland halbjährl. Fr. 7.50, vierteljährl. Fr. 3.80. Postamt. Bestelln. 30 Rp. Zusätzl. Einrückungsgebühr: im Inland und angrenzenden Gebiet die 7spalt. Zeile 10 Rp., übriges Ausland 15 Rp.; Reklamen das Doppelte.
Verlagsrechnung Nr. IX/1926. Telefon: Schriftleitung Raduz 21, Verwaltung Raduz 43, Buchdruckerei Lu (St. G.)



Bestellungen nehmen entgegen: die nächstgelegenen Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Raduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Lu (Rheinthal).
Einsendungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelber an die Verwaltung des Volksblattes in Raduz einzusenden.
Inseratentnahme durch die Verwaltung des Liechtensteiner Volksblattes in Raduz, Buchdruckerei Lu und Schweizer-Annoncen A.-G., Chur, bis jeweils Montag und Donnerstag abends.

Organ für amtliche Kundmachungen

Meine Begrüßung der „L. Nachrichten“

Wie ich erwartete, hatten die „L. N.“ nichts Fertigeres zu tun, als den Versuch zu machen, sich bei Beginn der Uebernahme der Leitung des Blattes herunter zu machen.
Der Artikel nennt sich: „Wenn zwei das selbe tun...“ und soll da, wenn der Artikel überhaupt verständlich ist, eine Parallele gezogen werden zwischen Herrn Dr. Beck und Anton Kaiser einerseits und mir andererseits. Es wird kampfhaft versucht, in meinem Verhalten Widersprüche zu konstruieren. Trotzdem der Artikel mit seinen teilweise unlogischen und teilweise unwahren Behauptungen geradezu zum Widerspruch reizt, will ich den Artikel für heute nur insoweit unter die Lupe nehmen, als er sich mit meiner Person beschäftigt. Es ist mir an und für sich unympathisch, in eigener Sache schreiben zu müssen, aber geradezu widerlich ist mir, daß ich auf positive Unwahrheiten antworten muß, und wenn der namenlose Schreiber, infolge seines Berufes, noch über die Tatsachen informiert ist, was ich vermuten muß, dann sind seine Behauptungen nicht nur Unwahrheiten, sondern böswillige Lügen.

Vor allem, mein Herr Schreiber, ist darauf hinzuweisen, daß ich, im Gegensatz zu den Herren, mit deren Verhalten mein Tun und Lassen verglichen werden soll, kein öffentliches Mandat bekleide, ich bin nicht Landtagsabgeordneter und nicht Landtagspräsident. Das Verhalten aber eines in öffentlicher Stellung stehenden muß von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus betrachtet werden, als das Tun und Lassen nur eines Privaten, auch wenn er Rechtsanwalt ist. Für einen Landtagsabgeordneten gibt es die verschiedensten Pflichten, die er zu üben hat — die für einen Privatmann, sei er von Beruf was er wolle, nicht gelten. Das Tun und Lassen eines in öffentlicher Stellung stehenden muß sich in allen Belangen und in allen Stücken den Interessen des Staates unterordnen, für einen öffentlichen Mandatar muß immer zuerst der Staat und dann das ich kommen. Ich bekleide kein öffentliches Amt, das vergift der Schreiber, er vergleicht Gleiches mit Ungleichem.

Es stimmt, daß ich Verwaltungsrat der Treuhandbank war, es ist aber eine Unwahrheit, daß sich diese Bank um eine Klassenlotteriekonzession beworben hat. Hier veröffentlichte ich auszusugsweise ein Schreiben des Leiters der Treuhandbank: „In meiner Eigenschaft als Leiter der Treuhandbank bestätige ich Dir, daß die Treuhandbank niemals um eine Konzession für eine Klassenlotterie eingekommen ist und während der Dauer Deines Verwaltungsmandates keinerlei Beziehungen zum staatlich subventionierten Klassenloseschwindelunternehmen hatte. Die Treuhandbank hat wohl bereits im Juli 1925 (da ich noch gar nicht im Verwaltungsrat war), also zu einem Zeitpunkt, wo die Regierung das Losmonopol noch nicht an ihre Verhandlungspartner vergeben hatte, ein Lotteriekonzessionsprojekt vorgelegt, dessen Erlös jedoch ausschließlich zur Schaffung eines Fonds zur Förderung der Fremdenindustrie in Liechtenstein gedacht war. Die Treuhandbank hat laut den der Regierung unterbreiteten Unterlagen für die Durchführung lediglich eine bescheidene Kommission von 5 Prozent als Spesenersatz beansprucht, die Lose wären vornehmlich an Fremde verkauft worden, die unser Land besucht hätten, so daß auch eine Kollision mit andern Staaten nicht zu hoffen gewesen wäre.“ Aus diesem Schreiben der Treuhandbank ersieht jeder, daß sich die Bank, deren Verwaltungsrat ich war, um eine Lotteriekonzession beworben hat, die in kleinem Maßstabe zum Unterschied zur Klassenlotterie hätte durchgeführt werden wollen und können, deren Gewinn nur zum überwiegenden Teile dem Staate oder besser dessen Volkswirtschaft zugestossen wäre. Die Treuhandbank wollte nach meiner Information damit nicht verdienen, sondern nur für ihre Ausgaben gedeckt werden, alles andere sollte für unser Land nutzbar gemacht werden. Das ist die Wahrheit, die klar ist. Es ist sehr müßig, in meinem Verhalten „Widersprüche“ konstruieren zu wollen, der zu besprechende demagogisch geschriebene Artikel hat die Tatsachen verkehrt, nur um Gift zu spritzen.

weiter, macht der Schreiber mir den Vorwurf, ich sei bei der Treuhandbank gewesen, und die habe Klassenlotterielose verkauft, das sei in meinem Verhalten ein Widerspruch, weil ich doch grundsätzlich gegen diese Klassenlotterielose gewesen sei. Gemach, mein Herr Schreiber, ja, es stimmt, daß ich gegen die Klassenlotterie war, es stimmt auch, daß die Treuhandbank Klassenlotterielose verkauft hat, aber ich bin gerade deshalb und aus keinem anderen Grunde, weil die Bank Lose verkauft hat, aus dem Verwaltungsrat ausgeschieden. Herr Schreiber, wo ist hier ein Widerspruch. Ihre Behauptungen sind unwahr, ich sage Ihnen nochmals, damit Sie's verstehen: weil die Treuhandbank Klassenlotterielose verkauft hat, bin ich ausgeschieden. Ich lasse auch hier ein Stück des Schreibens der Bank an mich folgen: „Die Treuhandbank hat sich nie um den Vertrieb der Lose der Klassenlotterie beworben, sondern die Herren der Lotterie sind wiederholt vorstellig geworden und so hat sie den Verkauf, gleich

anderen Lose, übernommen. Ich habe Dich damals als Verwaltungsrat hievon verständigt und Du hast diese Mitteilung auch zum Anlasse genommen, das Verwaltungsratsmandat niederzulegen.“
Das ist Wahrheit, wo sind hier Widersprüche. Ich hatte und wollte niemals mit der Klassenlotterie etwas zu tun haben und habe niemals mit ihr etwas zu tun gehabt. Alle gegenteiligen Unterstellungen und Behauptungen sind nichts anderes, als ein Verhöhn, mich herunter zu machen, man will den Lesern vormachen, daß auch ich mit der Klassenlotterie, an der sich so viele ihre Finger verbrannt haben, etwas zu tun gehabt hätte. Doch das sind niederträchtige Lügen.

Zum Schluß sage ich noch dem Herrn Schreiber, daß ich als Anwalt, bevor ich die nächste Vertretung übernehme, ihn fragen komme. Als Anwalt darf ich ohne Zögern jede Vertretung annehmen, die mir übertragen wird, sofern sie nicht abzulehnen ist aus Gründen der schon gebundenen Pflicht oder der Moral. Wenn einer, gegen den ich in einem früheren Prozesse Stellung nehmen mußte, später mir eine Vertretung überträgt, ist das seine Sache, ist vergeblich mir nichts, wenn ich sie annehme.

Wäre im gehässigsten Kampfe sollte man nicht kleinlich werden, und zudem auch noch immer prüfen, ob auch Wahrheit ist, was man sagt, nicht einmal, um dem Gegner eines anzuhängen, darf man Unwahrheiten behaupten. Für heute sowie!
Dr. M a r z e r.

Steine statt Brot.

(Eingel.) In einer der letzten Nummern brachte die „L. N.“ einen Artikel, in welchem die Forderung der Bürgerpartei nach Schaffung einer Untersuchungskommission in Sachen Klassenlotterie als unnötig bezeichnet wurde und dabei den Führern der Bürgerpartei vorgeworfen wurde, sie bieten dem Volke Steine statt Brot. Da sind denn die Herren Führer der Volkspartei schon andere Leute. Die verfluchen es, den Leuten den Speck unter die Nase zu halten und ihnen das Blaue vom Himmel herunter zu versprechen, wenn sie zu ihnen halten. Wenns jedoch gilt, Brot auszuverteilen, d. h. das Versprechen einzulösen, dann gehts nach dem Grundsatz: „Wir sind das Volk“, worunter dann natürlich nur einige wenige Bevorzugte gemeint zu sein scheinen. Oder war das der Anfang jener Zeit, die, wie ein ganz Wichtiges einmal versprochen haben soll, von Milch und Honig fließen, als wir um teures Geld schlechte Kastanien erhielten. Auch von der Provision des Treuhänders über das feinerzeitige Markenkonfitorium hat das Volk

jedenfalls nicht viel bekommen. Wenns was zu verdienen gibt, da steckt man es lieber selber ein. Ja, man geht noch weiter und steigt vom hohen Stuhl herunter und dient lieber Volksfremden als dem eigenen Volke, ums Geld natürlich. Ob das Volk etwas hat davon, das scheint ihnen schnuppe zu sein. Doch jetzt hätte ich bald etwas vergessen, nämlich, daß man uns schon einmal reich machen wollte — mit der Spielhölle! Dafür hätte man schon damals das Ansehen des Landes, ja vielleicht sogar das Durchlauchtigste Fürstenhaus geopfert, dem „Volke“ zuliebe. Doch wir wissen ja: „Das Volk sind wir.“ Wir kennen unsere Beglückter, kennen auch eure löblichen Absichten, schade nur, daß das Liechtensteiner Volk nicht so einseitig ist und alles glaubt, was man ihm vorgibt, nicht wahr? Wäre es denn so schön gewesen, als Staatspräsident den Großen zu spielen. Doch mit dem Trompeter von Säckingen kann auch er sagen, „es hat nicht sollen sein“. Ich möchte nur wissen, ob ein Nationalratspräsident in der Schweiz oder sonst ein Staatsmann oder Politiker anderswo sich hätte das leisten dürfen, was sich verschiedene Politiker in den letzten zehn Jahren geleistet haben. Doch die Liechtensteiner sind ja geduldig und nehmen vieles hin und es waren mehr Steine als Brote, was man ihnen bot. Drum möchte ich dem Herrn Schreiber raten, zuerst an die eigene Brust zu klopfen und dort erst Ordnung zu schaffen, anstatt über andere loszuziehen. Wenn den hohen Herren ferner etwas an der früher so sehr hervorgehobenen Demokratie gelegen wäre, so hätten sie schon längst Gelegenheit gehabt, für die rechtzeitige und rechtmäßige Besetzung der oberen Verwaltungs- und Gerichtsinstanzen Sorge zu tragen. Also, meine Herren, warum warten Sie so lange, bis Sie den Landtag zusammenrufen? Wenn man soviel auf Recht und Gerechtigkeit hält, wie man vorgibt, so soll man dieselben auch allen Bürgern widerfahren lassen, das wäre Brot für das Volk.

Im Auslande hat uns die vielgepriesene Klassenlotterie schweren Schaden gemacht. Wir suchen nach den Verantwortlichen und nach der Schuldigen — warum magt man nicht, die Sache von Anfang an durch eine von beiden Parteien zusammengesetzte Untersuchungskommission untersuchen zu lassen?

Wir beharren aber darauf — wir haben die Pflicht, nicht nur das Recht hierzu, und mögen berufliche und nicht berufliche Schreiber, Verdienner und Verdienstmoller noch so sehr dagegen sein.

Die Sache, an der das Land so viel Schaden gelitten, wird untersucht werden, die Verantwortlichen haben entweder fahrlässig, böswillig gehandelt oder waren ganz unfähig.

Feuilleton.

Das Drama von Heldenberg. Roman von Hermine von Frankenstein. Nachdruck verboten!

„Ich fordere Sie daher in Ihrer Eigenschaft als Gerichtsrat auf, unerbittlich Polizeileute nach dem Schloß Heldenberg zu senden und selbst den Baron Stillfried Heldenberg, den wichtigsten Mörder seines Bruders, verhaften zu lassen.“
Der Pfarrer fuhr bleich und erschrocken zurück.
„Was meinen Sie?“ fragte er keuchend.
Baron Stillfried ist tot. Er starb vor Jahren in Südamerika.“
„Das glaube man nur — es war ein geflüchteter, nichtig ausgestreutes Gerücht. Baron Stillfried Heldenberg lebt. Er schleicht in der Nähe des Schlosses umher und hält sich irgend-

wo in der alten Kapelle in den Ruinen verborgen.“
„Er lebt! Baron Stillfried lebt! Ich kann es nicht glauben!“ rief der Pfarrer aus.
„Ich traf ihn gestern Abend in den Ruinen und hätte ihn beinahe gefangen. Ich erkannte ihn ganz genau und verlange jetzt vom Gesetze, daß er unschädlich gemacht wird,“ sagte Fuchs in frechem Tone. „Dieser Mann, der größte Verbrecher seiner Zeit, treibt sich um das Schloß Heldenberg herum. Er kann jeden Augenblick versuchen, wieder aus England zu entfliehen und ich verlange daher, daß Sie genügend Wachen in der Nähe des Schlosses aufstellen lassen, um jede Flucht unmöglich zu machen. Die alte Kapelle muß Tag und Nacht bewacht werden, bis die Sache nach London bekannt gegeben ist, und er von dort aus von den Detektiven gesucht und verhaftet wird.“
„Sind Sie überzeugt, daß Baron Stillfried lebt und in der Nähe des Schlosses ist?“ fragte der Pfarrer, noch immer verwirrt.
„Pfarrer Dalberg schien sich kaum fassen zu können. Die Freude darüber, daß sein einflü-

ger Jüngling lebte, wich dem Schreck darüber, daß er sich im Mittelpunkt der drohendsten Gefahren befand.
„Armer Stillfried,“ dachte er, „was kann ihn nach England gebracht haben?“
Fuchs studierte das bleiche, erschrockene Gesicht der Pfarrers und lächelte hämisch.
„Nun, werden Sie Polizei schicken, um diesen entlaufenen Verbrecher verhaften zu lassen?“ fragte der Kammerdiener nach kurzer Pause.
„Geh mir das tun, wäre es doch ratsam, daß Sie vorher den Marquis von Heldenberg befragen,“ sagte der Pfarrer. „Was wird er von diesem Skanda! denken? Beraten Sie sich mit ihm, Fuchs.“
„Und einstimmen lassen wir Baron Stillfried entfliehen!“ rief Peter Fuchs in scheinbar tugendhafter Entrüstung aus. „Mein, Herr. Wenn Sie Ihre Pflicht nicht tun wollen, dann werden Sie selbst die Folgen zu tragen haben. Ich werde ihn einfach verhaften lassen und die von der Polizei ausgesetzte Belohnung einstecken. Wenn Sie mir nicht beistehen wollen,

werde ich mich an einen andern Gerichtsbeamten wenden und der wird mir gewiß helfen. Es soll ihm jetzt nicht mehr gelingen, der Verhaftung zu entgehen. Dafür will ich sorgen.“
Er näherte sich der Türe.
„Halt!“ rief der Pfarrer heiser. „Ich will meine Pflicht tun. Ich will Leute ins Schloß senden, um den Flüchtling suchen zu lassen.“
Befriedigt von dieser Zusage verließ Fuchs den Pfarrer, nicht ahnend, daß er sich selber nun den Weg zum Kerker geöffnet hatte; denn Pfarrer Dalberg hatte nur deshalb eingewilligt, Polizei auf Schloß Heldenberg zu senden, um Fuchs zu überwachen und im geeigneten Moment verhaften zu lassen, denn er war jetzt vollständig von dessen Schuld an dem Verbrechen, für welches Baron Stillfried so viele Jahre unschuldig gelitten hatte, überzeugt.
Der Kammerdiener kehrte indessen ins Schloß zurück. Als er auf der oberen Terrasse angelangt war, begegnete ihm der Müller Jakob Berner, der mit nicht vergnügter Miene aus dem Schlosse kam. Als er den Kammer-